

Unterhaltungs-Blatt,

a l s

Beilage zur Preßburger Zeitung Nr. 59.

Freitag den 26. Juli 1822.

Ein Gottesgericht.

(Fortsetzung.)

Als Franz nach dem angeführten Gespräch den Grafen verlassen hatte, setzte sich dieser wieder an seinen Schreibtisch, um seiner gewohnten Thätigkeit gemäß, zum Wiederaufbau der abgebrannten Gebäude einen neuen Plan und Miß zu entwerfen und die nöthigen Berechnungen zu machen. Was Franz gesagt, hatte doch etwas gewirkt. Ist das Gemüth einmal durch irgend etwas verstimmt, so wird dadurch oft ein andres unangenehmes Gefühl zugleich mit rege gemacht, was tief im Hintergrunde der Seele liegt. Das war bei'm Grafen jetzt der Fall. Der Tag hatte sich geneigt, die Schrift verschwamm im Dunkel der wachsenden Dämmerung auf dem Papier, er legte also die Feder weg und ging, seinen Gedanken sich hingebend, im Zimmer auf und ab. Die Dämmerung hat eine magische Kraft auf die menschliche Seele. Wenn der Tag mit der Nacht kämpft und sein belebendes Licht ersterben will, da kämpfen in uns auch unsre Gefühle mit einander, unsre Hoffnungen wollen ersterben, unser Gemüth wird weich gestimmt, und wehmüthige Empfindungen aller Art erstehen in uns, wenn wir nur im geringsten Empfänglichkeit für sie haben.

Lindau lebte zwar in einer glücklichen, aber kinderlosen Ehe. Seine großen Besitzungen fielen einst Fremden anheim, und er war nicht mehr in den Jahren, wo der süßeste seiner Wünsche, Vater zu werden, und für Kinder thätig seyn zu können, so leicht erfüllt werden konnte. Dies stimmte ihn oft und auch jetzt zur Wehmuth, und führte ihn zu den Überlegungen, was er für Anordnungen mit seinem Vermögen für sein dereinstiges Absterben zu machen habe. Solche gefühlvolle Herzen, wie der Graf und sein Gemahlinn, konnten die Süßigkeit der Vater- und Mutterfreude nicht ganz entbehren. Versagte sie ihnen die Natur, so suchten sie dieselbe sich durch ihre Menschenliebe zu bereiten. Dahero war bereits vor einigen Jahren der verwaiste Sohn einer armen, im Elende gestorbenen, französischen Emigranten-Familie angenommen, und von ihnen wie ihr Kind erzogen worden. Robert d'Alubier war sein Name. Er war jetzt zu einem höchst talentvollen Jüngling herangewachsen, und diente als Junker in der Königl. Kürassier-Garde. Der Graf hatte bedeutende Summen auf seine Erziehung gewendet und sparte fortwährend nichts, um ihn eine anständige Rolle spielen zu lassen. Er war's, an den Lindau jetzt, wie so manchmal, ernsthaft dachte, und es reifte der Entschluß in ihm, diesen hoffnungsvollen Pflegsohn, wenn er eine Zeitlang die Welt habe kennen lernen, einst ganz zu adoptiren, und ihm den größten Theil seiner Güter zu bestimmen.

In der stillen Pfarrwohnung zu Erthain saß in der Abenddämmerung, nicht lange nach jener Feuersbrunst, der ehrwürdige Pfarrer in seiner Stube still und einsam und studirte auf seine Predigt. Da trat seine Gattinn mit ei-

nem Lichte herein, begleitet von ihrem überall an die gute Mutter sich hängenden Töchterchen, und bereitete den Tisch zum Abendessen, wobei geschäftig die Kleine beschicken half, so weit ihre Kräfte reichten. Es war alles herbei. Eben hatte der fromme Vater die letzten Worte des Tischgebets gesprochen, noch waren die Hände der Väter gefaltet, noch standen alle drei vor dem blendendweiß gedeckten Tisch, als die Thür sich aufthat, und der geliebte Sohn hereintrat, der sich zutraulich bei ihnen zu Gaste bat. „Die Zeit wechselt so schnell,“ meinte Ehrenwart, „man weiß nicht, wie lange sie gute Menschen beisammen läßt, darum bin ich gekommen, um vor meiner morgenden Reise diesen Abend noch bei Ihnen zuzubringen;“ so waren seine Worte. Er war diesen Abend ungemein heiter und fröhlich, und es war der echte Lebensgenuß, der jetzt unter diesen guten Menschen beim einfachsten Gerichte Statt fand. In dieser heitern fröhlichen Stimmung brach endlich der Inspektor von seinen Ältern auf, da es schon ziemlich spät geworden war. Da entfiel ihm beim Abschied die sonderbare Rede: „es müsse ihm wohl etwas Besonderes bevorstehen, er sey so fröhlich, und doch dabei auch so wehmüthig gestimmt.“ Auch die Ältern wurden es jetzt, und so unbedeutend an sich die Reise war, die der Inspektor schon oft gemacht hatte, so fühlten doch alle die Schmerzen der Trennung tiefer und herber als je. Bis vor die Hausthür begleiteten die Ältern, die Mutter mit dem Lichte in der Hand, den Abschiednehmenden. Eine rabenschwarze Nacht nahm ihn auf. Ihre Blicke folgten ihm, so weit das Licht seine Strahlen auf ihn hinwarf. Ein scharfer Windstoß pffif jetzt über den Kirchhof herüber,

über welchen der Fußsteig führte, und das Licht verlöschte. Krächzend flog vor den noch hörbaren Fußritten des Wandelnden eine scheue Eule nach den Kirchturm hinauf, und sein letzter Fußtritt verhallte jetzt in der finstern Einöde der Nacht, als das Pförtlein jenseits am andern Ende des Kirchhofs hinter dem Austratenden sich knarrend schloß. Traurig gingen die Ältern zurück in die Stube, und wußten der neugierig und bedenklich fragenden Tochter: „wann kommt denn Bruder Adolph wieder?“ keinen Bescheid zu geben.

Morgen sollte Ehrenwart dem Grafen, der, wie immer, gegen das Ende des Sommers in der Residenz sich aufhielt, 2000 Thlr. Pachtgelder und Erbzinsen dorthin überbringen. Es hatte sich so gefügt, daß das Geld größtentheils in Gold und Papiergeld bestand. So ließ sich alles in ein Felleisen packen, und Ehrenwart gedachte diesmal die Reise nicht wie gewöhnlich zu Wagen, sondern zu Pferde zu machen. Um Niemand auf dem Hofe in seiner Ruhe zu stören, hatte er angeordnet, daß ein Knecht früh um 2 Uhr ihn wecken, dem Pferde Futter geben, und dann sich wieder niederlegen sollte. Alles Übrige, das Putzen und Satteln des Pferdes, besorgte er selbst. So machte er's jedesmal bei dieser Reise, und ritt dann still und ohne von Jemand bemerkt zu werden, zum hintern Schloßthore hinaus. Sogar sein Frühstück hatte er sich Abends vorher auf dem Tische in seiner Stube in Bereitschaft gelegt, da er etwas Warmes früh nicht zu sich zu nehmen pflegte. Der Tag brach an und verscheuchte die Nacht, die schon so manche Unthat unter ihrem schwarzen Fittig verbarg; denn dann, wann leisen Trittes die Nacht dahin schleicht

auf der Erde, und die Schummernden mit dichten Schleier umzieht, da ist's auch, wo so gern das Verbrechen seine Schauerthaten vollbringt. Es wurde rege auf dem herrschaftlichen Hofe, Knechte und Mägde erwachten und begannen wieder an ihr Geschäft zu gehen. Da trat auch der Stallknecht, welcher Ehrenwarts Reispferd gewöhnlich zu besorgen hatte, in den Stall. Ihm war's, als säh' er nicht recht. Des Inspektors Pferd stand gesattelt und ruhig da an seiner Krippe. Der Knecht hatte, wie ihm befohlen war, dem Pferde nur das erste Futter geschüttet und sich dann wieder niedergelegt und noch zwei Stunden geschlafen. Den Inspektor glaubte er längst abgereist. „Der muß es derb verschlafen haben,“ brummte der Knecht und meldete es dem Hausverwalter Franz, damit er doch den Inspektor wecken solle. Man ging in des Inspektors jetzige, auf dem hintern Schloßflügel, befindliche Wohnstube und — fand denselben nicht mehr. Mit ihm waren seine Reisekleider, jene 2000 Thlr. Nachtgelder, die er hatte abliefern sollen, und seine goldne Uhr, die er gewöhnlich bei sich führte, verschwunden. Sonst war alles in Ordnung, keine, auch nicht die geringste, Spur einer geschehenen Gewaltthätigkeit vorhanden. Aller Menschen Verwunderung stieg auf's Höchste. Alles lief herbei, einer fragte den andern, aber Niemand konnte die geringste Auskunft ertheilen. Man hatte die Fenster seiner Stube, als er Abends von der Pfarre nach Hause gekommen war, noch eine Zeitlang erleuchtet gesehen, und — das war die letzte Spur seines Daseyns gewesen, welches wie vertilgt von der Erde in eine unbegreifliche Vernichtung sich verlor und gleichsam verlöscht war, wie das Licht in seinen

Fenstern. Beklagenswerth waren die armen jammern den Ältern. Einen so glücklichen Abend hatten sie fröhlich mit dem geliebten Sohne zugebracht, und nun fiel ihnen das alles wieder ein, was er ahnungsvoll geredet. Es müsse das Räthsel sich doch lösen! rief anfangs der noch hoffnungsvolle Vater. Nur an die Schande ihres Sohnes konnten die guten Ältern, mit seiner Rechtschaffenheit vertraut, nicht glauben. Bald kamen auch die an den Grafen und sonst aller Orten hin abgesandten Boten zurück, der Graf kam selbst, — durch die strengsten und sorgfältigsten gerichtlichen Untersuchungen konnte keine Spur entdeckt werden. Da freilich bestärkten — zum Schauer und Entsetzen der Ältern — die vermißten herrschaftlichen Gelder bei vielen den Argwohn: Ehrenwort sey vielleicht als Dieb ehrlos entwichen. Aber wohin er seinen Weg genommen, ließ sich nicht auffinden. Der Graf war außer sich. Als ein unerklärliches Räthsel wurde das Verschwinden dieses Menschen lange in der ganzen Gegend das Gespräch der Menschen, und die Urtheile blieben schwankend zwischen den beiden: — entweder ermordet und beraubt, oder als Dieb entflohen. Letzteres suchten Franz und Werner durch verschiedene Umstände und Angaben noch wahrscheinlicher und glaubhafter zu machen. Aber ein scheues Gerücht lief unter den Menschen umher, das nicht laut zu werden sich getraute, bis endlich mit der Zeit die Sache in etwas vergessen wurde — nur nicht von den tiefgebeugten Ältern. Der armen trauernden Mutter einziger sehnlicher Wunsch war nur immer der: zu wissen wo? an welchem Orte des Sohnes Auge im Tode verlöschte? und wo seine Gebeine ruhen möchten? ob er wohl auch

Durch Mörders Hand noch lange und viel habe leiden und vielleicht eines schweren Todes sterben müssen? So härmte sie sich ab fort und fort, bis endlich nach ein paar Jahren ihr Dulderauge im Todesfrieden brach. Die kräftigere Natur des Pfarrers Ehrenwart siegte über den Schmerz, er lebte noch mehrere Jahre — ganz allein in seinem stillen Pfarrhause mit einer alten Verwandtin, die er als Haushälterin zu sich nahm, — denn Sophie hatte das Glück, nach dem Tode ihrer Mutter, daß die Gräfinn B. sie zu sich nahm, ihr eine zweite liebende Mutter wurde, durch geschickte Lehrer ihren Verstand und ihr Herz ausbilden ließ, und sie ganz als leibliche Tochter behandelte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Was ist die deutsche Choccolade und wie wird sie zubereitet?

Die Noth, sagt das Sprichwort, ist die Lehrmeisterinn vieler Dinge. Die Wahrheit dieses Satzes hat sich schon in sehr vielen Fällen bewährt. Als zu einer Zeit, die noch nicht allzulange verschwunden ist, die ausländischen Ingredienzen zu den Getränken, die in der Regel das Frühstück der Europäer nach des Luxus Winken ausmachen, gar sehr hoch und theuer zu stehen kamen so fehlte es nicht an klugen und wirthschaftlichen Männern, die hin und her auf sogenannte Surrogate oder Stellvertreter dieser oder jener, kostspieligen exotischen Getränke, nachgedacht hatten. Wie man verschiedene Kaffee-Surrogate erfand, so erdachte man auch einen Trank, der die Cho-

colade ersetzen sollte und der den Namen der deutschen Choccolade erhielt. Einfach, sehr einfach sind die Bestandtheile oder die Spezies, aus welchen dieß herrliche, stärkende und gesunde Getränk zusammengesetzt ist. Man nimmt nach Belieben einige Löffelvoll Milch, einen halben Löffelvoll Weizenmehl, ein Ey und drei zerrubene Gewürznelken; dieß Alles quirlt man wohl untereinander, schüttet es dann in ein Seidel siedendes Bier, und der herrliche Trank, die deutsche Choccolade genannt, ist fertig. — Wer weiß aber ob den behaglichen Trinkern der wahren und ächten Choccolade dieß Surrogat behagen würde, und ob sie dabei nicht, wie bei allen bis jetzt zur Welt geförderten Surrogaten ausrufen möchten: „Omne Simile claudicat.“

J. M.

R ä t h s e l.

Nennt mir ein Etwas, das den kleinsten Dingen
Doch oftmals Werth verleiht.
Das, Traumbild selbst, gemacht auf Hoffnungsschwingen,
Manch stilles Herz erfreut;
Das zu vergrößern man sieht rastlos ringen
So list als Emsigkeit;
Und das, wie fest ihr's mögt umschlingen,
Vielleicht schon hin ist heut! —

~~~~~  
Auflösung des Anagramms in Nr. 58.

Bitter — Rettig.